

Ah 10907

13

Rede

zur

Gedächtniss-Feier

der

Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin

gehalten

am 3. August 1877

von

Dr. A. Bardeleben,

d. Z. Rector der Universität.

Bardeleben

Schiff 1879-95

Medizinische Fakultät
Berlin 1877.

1868 nach Berlin kommen

Neunundzwanzig Jahre lang war es unserer Universität vergönnt, den Geburtstag ihres Erhabenen Stifters zugleich als den Geburtstag des Königs zu feiern. Die Feier des Allerhöchsten Geburtstages trat damals so sehr in den Vordergrund, daß nach dem Tode Friedrich-Wilhelm's des Dritten Seitens der Universität nur darüber verhandelt wurde, wie es fortan mit der Feier des Geburtstages Seines Nachfolgers gehalten werden solle: ob diese nicht, da der 15. October in die Ferien falle, besser auf einen anderen Tag verlegt würde, zumal die, bisher mit der Feier des Allerhöchsten Geburtstages verbundene Verkündigung der Preise und der Preisaufgaben doch nicht schicklich an einem Tage erfolgen sollte, an welchem voraussichtlich nur eine geringe Zahl von Studierenden anwesend sein würde; ob nicht vielleicht angemessener sei, eine neue Ferienordnung zu beantragen, welche solchem Übelstande abhelfe, und wie diese mit den übrigen Universitäten zu vereinbaren wäre.

Diese Bedenken und Erwägungen fanden ihre Erledigung durch eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's IV., in welcher der hohe Herr — mit jener Pietät, welche Ihn in jeder Beziehung auszeichnete, — die Anordnung traf, daß von der Feier Seines Geburtstages zunächst ganz abzusehen sei, daß dagegen der Geburtstag Seines Königlichen Vaters fortan als ein Fest dauernder Erinnerung und Dankbarkeit gegen den erhabenen Stifter dieser Universität gefeiert werden solle. Zugleich wurde bestimmt, daß bei dieser, alljährlich zu wiederholenden Gedäch-

feier die Verkündigung der Preise und der Preisaufgaben vorzunehmen sei. Hierdurch solle der 3. August namentlich den Studirenden als ein Gedächtnistag ihres Wohltäters eindringlich bezeichnet werden. Ferner wurde befohlen, daß die Festrede an diesem Tage von dem jedesmaligen Rector gehalten werden solle, welchem bis dahin nur die von dem Professor eloquentiae lateinisch zu redigirende Preisverkündigung oblag, während die Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes, in der auch jetzt noch üblichen Weise von dem Professor eloquentiae gehalten worden war. Die Rede des Rectors, so hieß es schliesslich in dem hohen Erlaß, welcher diese Feier anordnete, solle als eine dem Gedächtnis des Stifters gewidmete Einleitung zu der Feierlichkeit aufgefaßt werden. — Ich werde mich bemühen, dieser Weisung eingedenk zu bleiben.

Diese Königliche Erinnerungsfeier, welche einem Könige gilt und von einem Könige eingesetzt ist, hat sich bereits sechsunddreißig Mal an unserer Universität wiederholt. Sechsunddreißig Mal hat der Rector der Friedrich-Wilhelms-Universität diese Feier mit einer auf den Stifter bezüglichen Rede einzuleiten gehabt, und der Eine, welcher, bevor er in seinem vierten Rectorate zu solchem Zweck diese ehrwürdige Rednerbühne betrat, bereits fünf und zwanzig Mal (wie er selbst an dieser Stelle berichtete) als Professor eloquentiae am 3. August zur Feier des Königlichen Geburtstages gesprochen hatte, — der jetzt, kritisch lächelnd, aus der Fenstersche auf seinen Nachfolger herabsieht, — August Boeckh, er allein schon hat seine Aufgabe in so mannigfaltiger Weise zu lösen gewußt, daß kaum zu sagen ist, ob man mehr den Gedankenreichthum und die Geschicklichkeit des Redners oder die Fülle des Stoffes, welche sich am heutigen Tage für eine Lobrede darbietet, bewundern soll.

Heut, da nahezu vier Jahrzehnte seit dem letzten Abschnitt der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III. verlaufen sind, da der Gegenwart also wohl schon ein Urtheil über jene Vergangenheit zusteht, darf die Frage aufgeworfen werden: „war denn die Meinung der Zeitgenossen auch die, daß dem vielgeprüften Könige unbeschränktes Lob zu spenden sei, und daß wirklich Ihm die Fortschritte, welche Preußen unter seiner Regierung gemacht hat, zu verdanken seien?“

Nach allen mündlichen und schriftlichen Überlieferungen, welche aus jener Zeit auf uns gekommen sind, und für welche Mancher unter

uns noch Bestätigung liefern könnte, war die Stimme des Volkes — und ich meine damit hier die Summe der Gebildeten, welche sich damals überhaupt um den Staat und seine Verwaltung kümmerten, — war diese Stimme sehr geneigt, die eben gestellte Frage zu verneinen.

Viel mehr als zu den Zeiten, da Preußen von dem ersten Napoleon niedergeworfen und fast vernichtet war, machte man dem Könige mit geheime Murren Vorwürfe.

Man vermifste die Erfüllung der Verheißungen, die gemacht worden, als der König sein Volk zu den Waffen rief. Nicht bloß die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, auch die Wiederherstellung des großen Vaterlandes, von dessen Ruhm und Größe die Dichter noch mehr gesungen hatten, als die Geschichte erzählte, die Einigung Deutschlands hatte man erkämpfen wollen. Nicht bloß frei von fremdem Joch sollte der Bürger sein, sondern auch freier Bürger im freien Staat; und die Freiheit, welche man erwartet hatte, und nach der man sich sehnte, war nicht jenes unbestimmte Ideal jugendlicher Gemüther, sondern es war damit sehr bestimmt jene verfassungsmäßige Berechtigung des einzelnen Bürgers gemeint, an der Gesetzgebung und Verwaltung des Staats, selbst oder durch die von ihm Erwählten, Theil zu nehmen. Statt der Einigung Deutschlands, so klagte man, haben wir den Bundestag, statt der bürgerlichen Freiheit die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung durch die Censur und ein strafferes bürokratisches Regiment, denn jemals.

Ich muß im Voraus um Ihre Nachsicht, hochzuverehrende Anwesende, bitten, wenn ich es versuchen will, diese Vorwürfe mit einem Blick auf die damaligen Zustände und den Entwicklungsgang des Königs selbst zu beleuchten.

Wie hätte ein König von Preußen wohl damals die Einigung Deutschlands herbeiführen sollen, welcher nicht bloß das Veto seiner beiden mächtigen Verbündeten, sondern auch der Wille des Volks und der Regierenden in der Mehrzahl der zu einigenden Staaten entgegenstand? Nur ein Act der Gewalt hätte das vermocht. Ich habe es als Knabe wohl aussprechen hören: „Gebt mir 600000 Bayonette, und ich will Deutschland einig machen!“ — und es darf nicht vergessen werden, noch vor einem Jahrzehnt bedurfte es der thatkräftigen Mitwirkung von mehr

als 600000 Mann Preussischen Volkes in Waffen, um auch nur den „nord-deutschen Bund“, den thatsächlichen Anfang unserer jetzigen Einigung, zu Stande zu bringen. — Aber, abgesehen davon, das nach Beendigung der Befreiungskämpfe das ganze Preussische Volk weit entfernt war von irgend einem kriegerischen Gedanken, und mit Recht nur darauf sann, die eigenen inneren Verhältnisse zu ordnen und die schweren Verluste auszugleichen, — König Friedrich Wilhelm, den sein Volk schon in den Zeiten der größten Noth den „Gerechten“ genannt hatte, war, seinem ganzen Bildungs- und Entwicklungsgange entsprechend, gewaltsamen Eingriffen in tiefster Seele abgeneigt.

Wohl hatte Er als Knabe und als Jüngling noch seinen Großvater Friedrich gekannt; aber nicht jenen Friedrich, der im Jugendfeuer eines reichen, ehrgeizigen Gemüthes sein Volk ergriffen und mit sich fortgerissen hatte zum Kampf um Macht und Größe, der, was durch kühnen Kampf gewonnen war, durch härteren Kampf mit neuer Kühnheit und noch größerer Zähigkeit unter Strömen von Blut festhielt, sondern nur den großen König, der mit Lorbeern bekränzt, von seinem Volk als der Einzige gepriesen, von Allen bewundert, von den Meisten vergöttert, aus seinen Schlachten zurückgekehrt war, — noch in Mannesjahren, aber ernst, trauernd über den Verlust seiner Schlachtgenossen und Freunde, tief in sich gekehrt, verschlossen, nur erfüllt von der Sorge, die erlangte Macht zu Gunsten des Staats weise zu benutzen, voll von Mißtrauen gegen Solche, deren Lebensrichtung und Thätigkeit nicht seiner Staatswirthschaft entsprach, die Meisten verachtend.

Für seinen unmittelbaren Nachfolger hatte Friedrich Erzieher und Lehrer gewählt zu einer Zeit, da er selbst noch das Leben fröhlicher ansah und die Freiheit geistiger Bewegung in jeder Richtung begünstigte. So wuchs denn Friedrich Wilhelm II. auch frei und kräftig auf. Sein heller Blick erfaßte die Größe seines künftigen Berufes; die Lebhaftigkeit starker Gefühle zog ihn in den Strudel der Welt. Vergebens suchte Friedrich das leidenschaftliche Gemüth des jungen Fürsten zu lenken und zu bannen. Da es nicht gelang, glaubte er wenigstens für die Folgezeit vorbeugen zu müssen. Was Friedrich Wilhelm, der Vater, etwa in Güte, Milde und Leidenschaft verderben möchte, das sollte der Sohn durch Ernst und strenge Sitten wieder herstellen und verbessern. In dieser Ab-

sicht gab der große König dem jungen Prinzen Erzieher, welche ihm nicht die heitere, erhebende Ansicht von der künftigen Thätigkeit des Fürsten, sondern nur die heilige und ernste Seite seines Berufes vorhalten und einprägen sollten. Fröh mußte er lernen, seine Thätigkeit, ja sein ganzes Leben als einen strengen Dienst für den Staat anzusehen. Jede lebhaftige Regung oder gar Aufwallung des Gemüthes des jungen Prinzen, jede freie Äußerung, jede Spur kräftiger Eigenthümlichkeit erregte Besorgniß. In frostiger, einförmiger Stille verlebte er die schöne Jugendzeit, mehr bewacht und getadelt als beobachtet und gelenkt, — selten verstanden. — Das Ideal für die Erzieher junger Fürsten war in Deutschland natürlich Friedrich der Einzige; aber nur seine bedächtige Wirksamkeit im hohen Alter, sein straffes Regiment, seine starre Unbengsamkeit schwebte ihnen vor; die Kühnheit und die Thatkraft seiner Jugend hatten sie vergessen oder nicht begriffen.

So sehen wir denn auch nach dem Tode Friedrich's den jungen Kronprinzen in dem geräuschvollen Treiben am Hofe seines Vaters still und zurückgezogen, unter glänzenden Festen und Königlichem Pomp prunklos und einfach. — Es wurde ihm das damals unter Fürsten seltene Glück zu Theil, die Wahl der Gemahlin nach eigener Herzensneigung treffen zu können. Wie beglückend und glücklich diese Verbindung war, welche ein herrliches Familienleben aus ihr hervorging, das können die Zeitgenossen gar nicht genugsam schildern. Und doch, fügen sie hinzu, war und blieb der so hoch beglückte Prinz ernst und streng — vor Allem gegen sich selbst. Sorgenvoll schien sein Blick in die Zukunft zu schweifen, als sähe er voraus, daß alle die leicht erworbenen Glorien und Lorbeere jener Zeit von ihm dereinst würden zurückgefordert werden. Ja, es wird glaubhaft berichtet, daß, als der Tod seines Vaters nahe zu sein schien, der junge Thronfolger geäußert habe, „ihm stehe großes Unglück bevor, denn bei dem besten Willen, gut zu regieren, fühle er, daß ihm die Kräfte und die Erfahrungen dazu fehlen“.

Nehmen wir nun hinzu, welche Schicksalsschläge diesen bescheidenen König in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung von Außen her trafen, während er eifrig bemüht war, die innere Entwicklung Preussens zu fördern, — wie nur durch eine besondere göttliche Fügung die Rettung des Thrones der Hohenzollern gelungen zu sein schien; so ist wohl leicht

einzusehen, daß einem solchen Fürsten nur friedfertige Gedanken beiwohnen und jede gewaltsame Einwirkung auf Bundes- und Stammesgenossen, jedes Rütteln an dem mühsam Geschaffenen durchaus fern liegen mußte.

Aber desto mehr — so wenden die Gegner ein — desto mehr dürfte erwartet werden, daß der König an der Spitze des vergrößerten Preussens dem Ausbau der Verfassung sich zuwenden, dem Bürger die ersuchte Betheiligung an Gesetzgebung und Verwaltung des Staats gewähren wäre. Nichts wäre in der That leichter gewesen, als nach Abschluss des Friedens dem Lande sofort eine, nach französischem Muster zurechtgeschnittene „Constitution“ zu geben. Selbst eine solche, die der Königlichen Macht in Wirklichkeit gar keinen Abbruch that, hätte damals befriedigt. Ob sie die Entwicklung Preussens gefördert, ob sie seinen Wohlstand erhöht, sein Ansehen im Auslande gesteigert, sein kriegerisches Leistungsvermögen so vervollkommen hätte, wie es sich später erforderlich gezeigt hat, — das sind Fragen, deren Bejahung uns durch den Gang der Ereignisse wenigstens nicht aufgenöthigt wird.

Jedenfalls war der Gedankengang des Königs einfach und leicht verständlich. Er wollte an der Vervollkommnung des Preussischen Staatswesens auf der Grundlage weiter bauen, die er theils von seinen Vorgängern überkommen, theils — und zum größeren Theile — vor und in den Zeiten der größten Noth selbst geschaffen hatte. Auf dieser Grundlage sollten die verschiedenartigen Stücke, aus denen die neue Preussische Monarchie, zum Theil nicht grade nach eigenstem Wunsche, sondern durch die zwingende Macht der Verhältnisse, zusammengesetzt war, erst mit einander verschmelzen.

Es ist allzu oft vergessen worden, daß derselbe König es war, welcher gleich beim Beginne seiner Regierung die Beamten auf ihre Verpflichtungen als „Diener des Staats“ streng hingewiesen, welcher die Oberrechnungskammer erst zu ihrer vollen Selbstständigkeit erhoben, für die Prüfungen der Geistlichen und Ärzte Ordnungen erlassen hatte, deren Kern noch jetzt seine Trefflichkeit und Gültigkeit bewährt, derselbe König auch, der bei seinem Regierungsantritte jene ewig denkwürdige Cabinetsordre erlassen hatte, in welcher es wörtlich also lautet:

„Vernunft und Philosophie müssen der Religion unzertrennliche Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jeden Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen.“

In den Zeiten äußerster Bedrängniß, noch unter dem Drucke der Fremdherrschaft hatte dieser König die letzten Reste feudaler Einrichtungen beseitigt, durch Erlaß der Städteordnung den Städten eine bis dahin kaum geahnte und noch jetzt glänzende Freiheit der Selbstverwaltung verliehen und, unter der Mitwirkung zweier berühmter Staatsmänner, Grundsätze für die gesammte Regierung und Verwaltung des Staats aufgestellt, welche im Wesentlichen noch bis auf diese Jahre ihre Berechtigung und Geltung behauptet haben.

Wenn wir sie auch zuletzt erwähnen, sicherlich nicht die letzte, ihrer Bedeutung nach, war die That des Königs, aus welcher seine Absicht am Klarsten hervorleuchtet, auf Geistes Kraft mehr, als auf Landes Macht, die Wiederherstellung des Staates zu gründen, — die Stiftung dieser Universität.

Nicht wenig verbreitet ist die Meinung, diese Stiftung sei nur insofern Friedrich Wilhelm III. zuzuschreiben, als er derselben die landesherrliche Genehmigung erteilt habe, streng genommen aber sei sie das Werk der Engel, Wolf, Schmalz, Fichte, Schleiermacher, Beyme, von Hardenberg, Wilhelm von Humboldt u. A. Schon die große Anzahl dieser angeblichen Stifter könnte Bedenken erregen. Auch ist bekannt genug, daß sie keineswegs alle im Bunde dasselbe Ziel verfolgt haben, sondern fast Jeder ein anderes, mindestens aber, wenn auch dasselbe, doch auf sehr verschiedenen Wegen.

Suum cuique! Es steht allerdings außer Zweifel, daß schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts Engel eine Denkschrift an den Cabinetsrath Beyme eingereicht hat, in welcher von ihm die großen Vortheile, welche eine in der Residenz zu errichtende „höhere Lehranstalt“ dem Staate bringen würde, mit glänzenden Farben geschildert und deren

Einrichtung eingehend erläutert wird. Aber eine praktische Folge haben diese Bestrebungen nicht gehabt, so sehr sie auch bei Beyme Anerkennung fanden. Mit Bestimmtheit ist der Gedanke, eine Universität mit allen ihren Attributen in Berlin zu errichten, erst in der Zeit gefaßt und ausgesprochen worden, als man einsah, daß die materiellen Verluste des Staates durch die Kraft idealer Erhebung, vor Allem durch die Förderung geistiger Bildung zu ersetzen seien. Wenn damals ein solcher Gedankengang bei vielen Gebildeten und Begabten gleichzeitig stattfand, so ist darum doch nicht minder sicher, daß er in Bezug auf die Gründung unserer Universität zuerst in den Worten Friedrich Wilhelm's III. bestimmten Ausdruck gefunden hat, mit denen Er den Abgeordneten der durch Napoleon aufgelösten Universität Halle, der glänzenden Stiftung des ersten Preussischen Königs, antwortete. Am 10. August 1807 erschienen in Memel vor dem tief erschütterten Monarchen, nach dem Beschlufs des Universitäts-Concilium, die Hallischen Professoren Schmalz und Froriep und legten dar: „wenn auch das Magdeburgische Gebiet abgetreten sei, die Universität Halle gehöre nicht dazu; ihre Privilegien erklären sie zur allgemeinen Landes-Universität der Krone Preussen, und ihre Verlegung an einen anderen Ort sei ausdrücklich vorbehalten; darum hätten sie, die Universität über die Elbe zu nehmen, wo kein Ort schicklicher erscheine als Berlin.“ — Und des Königs Antwort lautete wörtlich: „Das ist recht, das ist brav! der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ — Aber, in richtiger Würdigung des Grades von Achtung, dessen die Hallischen Privilegien sich bei dem französischen Machthaber zu erfreuen haben würden, setzte der König hinzu: „die Universität Halle über die Elbe zu nehmen, das könne unangenehme Verwicklungen mit der westfälischen Regierung herbeiführen; es solle vielmehr eine ganz neue Universität in Berlin gestiftet werden.“

Kaum vier Wochen darauf erging die Königliche Ordre an den Geheimen Cabinetsrath Beyme, durch welche die Einrichtung einer höheren Lehranstalt in Berlin an Stelle der verlorenen Universität Halle befohlen und jenem hohen Beamten aufgegeben wurde, Alles aufzubieten, um den Plan für eine solche Anstalt dem Könige sobald als möglich zur Genehmigung vorzulegen. — Dem Manne, an welchen dieser Befehl gerichtet

war, sollte es nicht beschieden sein, die Worte zur That werden zu lassen. Nicht bloß über die Art und Einrichtung der zu gründenden Lehranstalt, sondern auch über die, damals doppelt schwierige Beschaffung der zu ihrer Gründung und zu ihrem Bestehen erforderlichen Geldmittel waren weitläufige Verhandlungen zu führen. Es kann nicht in meinem Plane liegen, auf diese näher einzugehen oder auch nur alle die Männer zu nennen, welche sich um die Ausführung des Königlichen Befehls verdient gemacht haben; aber Einer wird immer genannt werden müssen, so lange man an die Gründung unserer Universität, als eine wahrhaft rettende That, dankbar zurückdenkt, der Eine, durch dessen, aus tief-innerster wissenschaftlicher und politischer Überzeugung hervorgegangene, den höchsten idealen Standpunkt, wie die schwierigsten und scheinbar kleinlichsten praktischen Einzelheiten gleichmäßig umfassenden und befriedigenden Arbeiten, dem Könige möglich gemacht wurde, mit einem Federstrich zu vollziehen und in's Leben zu rufen, was Er drei Jahr vorher beschlossen hatte, — Wilhelm von Humboldt!

So oft man die Stiftung der Universität Berlin feiert, wird man neben seinem Könige auch den treuen Diener zu ehren haben, der mit unermüdlicher Hingebung alle Hindernisse zu überwinden wußte und dem königlichen Gedanken, man darf wohl sagen, Körper verlieh. Gern wird Jeder von uns, nach dem Maafs seiner Kräfte dazu beitragen, um die Leistungen eines solchen Mannes auf den verschiedensten Gebieten seiner Schöpfung in das rechte Licht zu stellen. Gestatten Sie deshalb einem Mitgliede der medicinischen Facultät, Ihre Aufmerksamkeit für wenige Augenblicke auf diejenigen Anordnungen hinzulenken, welche in Betreff der für diese Facultät erforderlichen Institute bei der Stiftung unserer Universität zur Geltung kamen.

Das anatomische Theater war schon beinahe 100 Jahr zuvor gegründet und wurde, abgesehen von wissenschaftlichen Zwecken, schon lange vor Errichtung der Universität von dem Collegium medico-chirurgicum zum Unterrichte der Militärärzte und zu Prüfungen benutzt. Daß diese Anstalt auch der Universität dienen müsse, schien sich ganz von selbst zu verstehen. Es sind daher, wenn damals von medicinischen Instituten gesprochen wurde, eigentlich immer nur die Kliniken gemeint.

Deren nun schlug Wilhelm von Humboldt ursprünglich 4 vor, glaubte sich aber, in Anbetracht der beschränkten Mittel, auf 2 beschränken zu müssen: ein medicinisches und ein chirurgisches Klinikum.

Es hätte nahe gelegen, zu diesem Behuf von Anfang an das Charité-Krankenhaus zu benutzen, welches — man sollte denken — als eine Königliche Anstalt, der Universität leicht zugänglich zu machen war, und später ja auch zugänglich gemacht worden ist. Dieser Gedanke wurde aber weit abgewiesen. Es ist interessant, die Gründe kennen zu lernen. In dem entscheidenden Berichte heisst es wörtlich: „Die Charité taugt zu diesem Behufe nicht. Die Menge der Kranken zerstreut den Anfänger und macht es dem Lehrer unmöglich bei einem einzelnen gehörig zu verweilen. Wollte man aber eine kleine Zahl absondern, so würden dadurch die Kosten nicht viel geringer, als in einem eigenen Local, werden, auch, da die Kranken, an welchen der Studirende geübt werden soll, alle mögliche körperliche Pflege und Sorgfalt genießen, und daher weit besser gehalten werden müssen, als es in einem Hospital möglich ist, eine ungleiche Wirthschaft und eine Menge von Collisionen entstehen. Endlich ist die Charité zu weit von der Stadt entfernt.“ — Alle diese Gründe erscheinen, auch wenn man sich auf den damaligen Standpunkt stellt, so wenig zulänglich, da es wohl erlaubt ist, anzunehmen, es haben noch andere dahinter gesteckt, welche nicht ausgesprochen worden sind.

Dahin gehört vor Allem das geringe, fast negative Ansehen, in welchem die Charité damals beim Publicum stand. Allerdings hatte ihre Entstehungs- und Entwicklungs-Geschichte dazu einigen Anlaß gegeben. Ursprünglich als Pesthaus errichtet, grade 100 Jahre vor Stiftung der Berliner Universität (aber nie mit Pestkranken belegt, da die Pest Berlin damals nicht erreichte), zuerst als Spinn- und Arbeitshaus für starke, gesunde, aufgegriffene Bettler, zum Theil aber auch gleichzeitig als Garnison-Lazaret benutzt, wurde das ursprüngliche Gebäude in Folge einer Immediatvorstellung des Amtschirurgen Habermaafs, durch eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm I. vom 18. Nov. 1726 zu einem Krankenhause bestimmt. „Nachdem Sr. Königliche Majestät“ (so lautet die Ordre) „in Gnaden erlaubet, da in dem Garnisonlazaret vor dem Spandauischen Thore vor Berlin auch ein Bürgerlazaret angelegt werden soll, jedoch so,

daß ein Theil von gedachtem Lazaret für die Garnison ledig bleibe, lassen Sie Solches Dero wirklichen geheimen Etats-Minister von Katsch, um sich darnach zu achten und das Gehörige zu veranstalten, hierdurch in Gnaden wissen. Es sollen auch die Kranken darin, sowohl Soldaten als Bürger, von dem Dr. Eller und Regimentsfeldscheerer Senff tractirt werden, und soll jederzeit ein Feldscheerer von den 8 Königlichen Pensionairs darin wohnen und monatlich nebst frei Essen und Quartier 8 Thaler Tractament genießen.“ — Auch geruhte Sr. Majestät dies Haus, „als ein Werk christlicher Liebe, Gutthat und Mildigkeit“ mit dem Namen „Charité“ zu benennen. An der Spitze dieser Anstalt stand das Königl. Armen-Directorium, und der frühere Zweck, armen und verkommenen Leuten Aufenthalt zu gewähren, wurde in dem Maasse weiter verfolgt, daß Letzteren das ganze Erdgeschoß eingeräumt wurde. Es änderte wenig an dem zweifelhaften Charakter der Anstalt, daß eine Königl. Ordre (1736) sie auch für Unterrichtszwecke zu verwerthen befahl. In dieser Ordre heisst es: „Zu denen Operationen muß man wöchentlich einen gewissen Tag ansetzen, damit die jungen Feldscheer- und Barbier-Gesellen, absonderlich aus Sr. Königl. Majestät Landen, zum Nutzen des Publici und praxi das lernen, was sie in dem Collegio medico-chirurgico in Theoria gehört haben.“

Aber grade der hieraus sich allmählig entwickelnde, namentlich durch Professor Fritze ausgebildete klinische Unterricht gab die Veranlassung dazu, daß die ausschließliche Abhängigkeit der Charité von dem Königl. Armen-Directorium als unpassend erkannt und durch eine Ordre des Königs, dessen Gedächtniß wir heut feiern, im Jahre 1798, dieselbe zugleich dem Chef des Ober-Collegium medicum unterstellt wurde. Es war nämlich Klage geführt worden, daß der klinische Unterricht Nachteile für die Kranken habe, wovon freilich, nach unserer jetzigen Überzeugung grade das Gegentheil wahr ist, und diesen Nachtheilen sollte der Chef des Medicinalwesens vorbeugen! Demselben König verdankt aber die Charité nicht bloß, daß ihre Finanzlage und damit ihre Selbstständigkeit durch die ihr von Sr. Majestät zugewandte Schenkung der Lichtenau'schen Güter gesichert wurde, sondern auch, daß sie vollständig den Charakter einer Heil- und Lehranstalt gewann.

In Jahre 1798 wurden die Hospitaliten aus ihr entfernt und in dem Gebäude der bisherigen Tabacks-Regie untergebracht.

So hätte in der That, zur Zeit der Gründung der Universität, in der Charité ein Krankenhaus zur Verfügung gestanden, von einem Umfange, wie wenige in Deutschland, und somit in hohem Grade geeignet, so wie es in Wien geschehen war, die Kliniken der Universität hinein-zupflanzen.

Aber, abgesehen von dem üblen Rufe der Anstalt, welcher erst sehr allmählig überwunden worden ist, hat sicherlich Wilhelm v. Humboldt noch an einem anderen Umstande Anstoß genommen, — an dem Antheil, welchen der Kriegsminister an dieser Anstalt hatte. Der alte Spruch „Mavors inimicus Musis“ hat zwar in Preußen nie volle Geltung gehabt, am Wenigsten seit 1813; aber das Heerwesen Preußens war 1810, trotz der beginnenden Einwirkung von Scharnhorst, doch noch lange nicht das von 1815, und Schwierigkeiten genug hat es von dieser Seite noch viel später gegeben, als man für zweckmäßig erachtete, die medicinische Universitätsklinik in die Charité zu verlegen.

Ja, bei aller Anerkennung des zu Humboldt's Zeiten noch nicht erkannten Vortheils, welcher für einen klinischen Lehrer daraus entspringt, wenn ihm die Möglichkeit geboten wird, aus einer großen Anzahl von Kranken, im Krankenhause selbst, diejenigen auswählen zu können, welche ihm für den klinischen Unterricht grade besonders geeignet erscheinen, wird doch wohl unter den 10 Kliniken, welche nach und nach bis zum heutigen Tage in der Charité eingerichtet worden sind, kaum eine sich finden, deren Dirigent für seine Anstalt nicht eine größere Selbstständigkeit wünschte.

Diese Kliniken sind eben gefesselt an die Schicksale der Charité, welche, abgesehen von Zufälligkeiten, die nicht in Rechnung gestellt werden können, keineswegs bloß von der Direction dieser großen Anstalt oder von den Anschauungen oder dem Willen des Kriegsministers, sondern vor Allem davon abhängen, in welcher Weise die städtischen Behörden ihr Recht, Kranke in der Charité unterzubringen, benutzen wollen. Freilich ist nicht zu erwarten, daß sie eine Zeit lang von diesem für die Stadtkasse sehr vortheilhaften Rechte gar keinen oder einen beschränkten Ge-

brauch machen könnten, wodurch dann die Charité in den von der Direction allerdings manchmal schon ersehnten Zustand einer mehr oder weniger vollständigen Entleerung gerathen müßte. Wohl aber wäre es leicht möglich, daß der Charité von Seiten der Stadt nur gewisse Kategorien von Kranken zugewiesen würden, durch welche dann die eine Klinik vielleicht überfüllt würde, während die anderen darbtten. Irre ich nicht, so befinden sich die beiden medicinischen Kliniken der Universität schon zur Zeit nahe an der Grenze einer solchen relativen Carenz, — im Vergleich wenigstens zu der Fülle, aus welcher sie früher zur Freude der Lehrer und zum Vortheil der Lernenden zu schöpfen gewohnt waren.

Die Theilnahme, welche die städtischen Behörden unserer Universität stets bewiesen haben, das freundliche Entgegenkommen und die directe Unterstützung unserer Zwecke, von der wir, als handgreiflichen Beweis, alljährlich grade an diesem Tage die zur ersten Jubelfeier unserer Universität von der Stadt vollzogene Stiftung der „städtischen Preise“ dankbar zu erwähnen haben, sie lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Seitens des hohen Rathes dieser Stadt eine Schädigung der Universitäts-Interessen in jeder Beziehung wird vermieden werden.

Immerhin finden wir aber den Grundsatz, der sich durch alle Vorschläge, welche W. v. Humboldt dem Könige unterbreitete, wie ein rother Faden hindurchzieht, wenn er auch nirgend bestimmt ausgesprochen ist, die Universität auf sich selbst zu stellen und ihre weitere Entwicklung aus ihr selbst zu erwarten, auch in diesen, im Vergleich zu dem Großen und Ganzen kleinlichen Verhältnissen vollkommen durch den Erfolg bestätigt.

Doch genug des für diese hochansehnliche Versammlung ermüdenden Eingehens in Einzelheiten, wenn es gleich immer wieder auf den Zweck dieser Feier zurückführt, — in dankbarer Erinnerung zu gedenken des erhabenen Stifters dieser Universität, Friedrich Wilhelm's des Dritten.